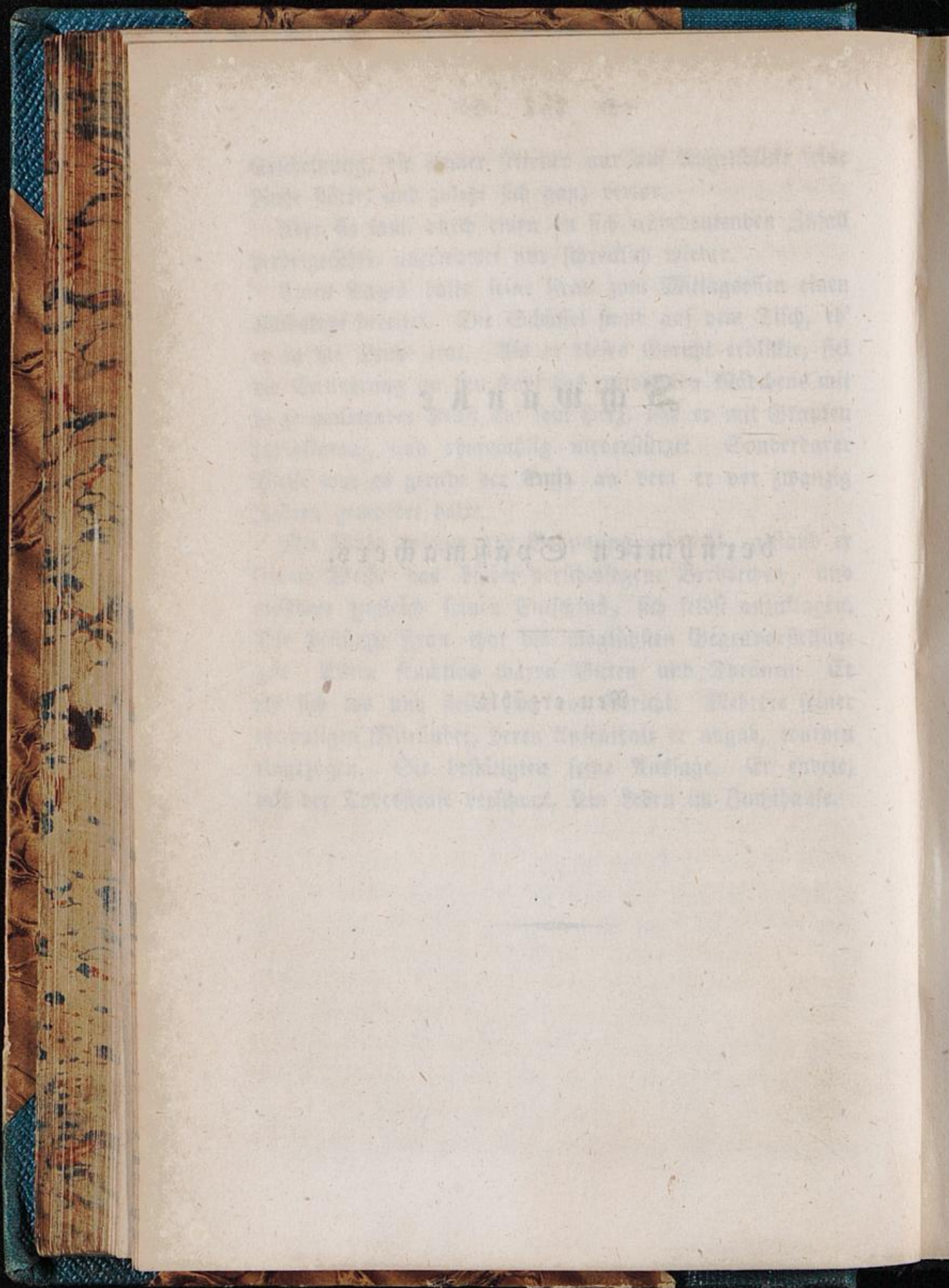


Schwänke

eines

berühmten Spasmachers.

Neu erzählt.



Noch in der Mitte dieses Jahrhunderts war die schwänkreiche Lebensbeschreibung des bekannten Freiherrn von Kyau ein allgemein beliebtes und gelesenes Volksbuch. Wie wär' es, wenn ich einige lustige Schnurren, die sich (was man nicht von allen rühmen kann) vor die Ohren ehrbarer Leute bringen lassen, daraus nacherzählte? — Sie erregten einst im geschmacklosesten Gewande bei unsern Vätern und Großvätern ein haucherschütterndes Gelächter. Sollte sich denn die Welt unterdessen so ganz verändert haben, daß sie nicht jetzt, etwas neumodischer aufgestuzt, wenigstens hier und da noch ein stilles Lächeln erobern könnten? — Ich will es versuchen.

Vorher ein Paar ernsthafte Worte über den spassigen Mann.

Friedrich Wilhelm von Kyau ward 1654 im Brandenburgischen geboren und schon in seinem siebenzehnten Jahre gemeiner Infanterist unter den vaterländischen Truppen. Als solcher stritt er in vielen blutigen Gefechten mit den Schweden, besonders beim Sturm der Festung Anclam und bei der fünfmonatlichen Belagerung Stettins. Nachdem er volle zehn Jahre die Flinte getragen hatte, erhielt

er eine Unterofficierstelle und ward nachher auch Fähnrich. Doch im Jahre 1693 bekam er mit einem seiner Kameraden Händel und verwundete denselben im Zweikampf so gefährlich, daß er es für rathsam hielt, über die sächsische Gränze zu eilen.

Sein Gegner blieb zwar am Leben, und der Weg ins Vaterland stand dem Flüchtling wieder offen; er kehrte jedoch nicht zurück, weil dort kein Glück für ihn blühte.

In Sachsen fand er einen alten Gönner an dem Generalfeldmarschall von Schönning, durch dessen Vermittelung er sofort als Lieutenant angestellt ward. Dieser General hatte vorher selbst in brandenburgischen Diensten gestanden und schon damals unsern Kyau sehr begünstiget. Dieß war sogar die entfernte Ursache des erwähnten Duells; denn es entstand über den Vorwurf: „Kyau sey Schönings Hofnarr gewesen.“ —

Im sächsischen Dienste hob er sich schnell von Stufe zu Stufe empor, und ward endlich Generallieutenant. Er sagte oft: „Hätt' ich im Brandenburgischen nicht tief gestochen, so wär' ich in Sachsen nicht hoch gestiegen.“ —

Die Art und Weise, wie er sich zum Commandanten des Königsteins selbst beförderte, gehört unter die Rubrik seiner Schwänke und soll dort erzählt werden. Er nannte diese Festung (ob sie gleich bis jetzt noch eine Jungfer ist) gewöhnlich seine Frau; denn er war nie verheirathet, und machte sich oft über Männer, die von ihren Weibern beherrscht wurden, sehr lustig. „Da lob' ich mich!“ sprach er: „Ich commandire meine Gemahlin.“ —

Er war ein wohlgewachsener, rüstiger Mann und von so ernsthaftem Ansehen, daß man Scherz und Laune gar nicht bei ihm gesucht hätte. Seine drolligen Einfälle hatten ihn zu einem Lieblinge des Königs gemacht; doch ver-

abscheute sein edles Herz alle Hofränke und überhaupt jede Unredlichkeit.

So benahm er sich unter andern gegen einen Plusmacher, der ein neues Projektchen zur Vermehrung der landesherrlichen Einkünfte ausgebrütet hatte und ihn um Empfehlung bei Hof ersuchte. Denn als er bei genauer Prüfung des Vorschlags offenbar fand, daß zwar die königliche Kasse wohl dabei stehen, das ganze Land aber seufzen würde, gab er sogleich die Papiere zurück und sagte: „Mein Herr, ich kann diesen Plan nicht unterstützen; denn ich trage selbst einen im Kopfe, der dem Ihrigen schnurstracks entgegenläuft. Ich will nämlich dem König, zum Heil seiner Unterthanen, rathen, alle Landausfänger, Blutigel und Projektmacher, wie Sie, bei mir auf dem Königstein in die Zucht zu geben.“ —

Er starb 1733, als ein beinahe achtzigjähriger Greis, in den Armen seiner großen, steinernen Frau, und ward in dem Städtchen, das zu ihren Füßen liegt, begraben.

Muswahl feiner Schwänke.

1.

Er zog einst in einer fröhlichen Gesellschaft das schöne Geschlecht ziemlich unsanft durch seine Wisbechel. Hierüber entrüstete sich eine gegenwärtige Dame, die sich immer gern etwas amazonisch betrug, so gewaltig, daß sie ihn stracks auf Pistolen herausforderte.

Man lachte anfangs über diesen vermeintlichen Scherz; dieß brachte jedoch die zürnende Heldin noch tiefer in den Harnisch. Sie betheuerte: „Der verlangte Zweikampf sey ihr vollkommener Ernst, und sie würde den Beleidiger ihres Geschlechts für eine feige Memme halten, wenn er sich nicht des folgenden Tages an einem gewissen Orte vor der Stadt einstellte.“

Um das unangenehme Gumsen dieser wilden Hummel vor der Hand zum Schweigen zu bringen, erklärte sich endlich Kyau, daß er zuverlässig erscheinen werde.

Die Amazone hatte sich zeitig mit zwei oder drei männlichen Begleitern an den bestimmten Plass begeben. Später kam Kyau, in einen Mantel gehüllt.

„Wo sind Ihre Pistolen?“ rief sie ihm ungeduldig entgegen.

„Ich komme waffenlos, meine Gnädige, um einen süßen Tod von Ihrer schönen Hand zu sterben.“ —

„Nichts von Schmeichelei! Haben Sie wirklich keine Pistolen mitgebracht?“ —

„In der That nicht.“ —

„Nun, so theilen wir die meinigen. Wählen Sie!“

Mit diesen Worten reichte sie ihm zwei Gewehre hin. Anstatt aber darnach zu greifen, zog der Schalk einen fürchterlich großen Fuchsschwanz unter dem Mantel hervor und schlug damit die Dame so derb auf die Hand, daß sie plötzlich vor Ueberraschung beide Pufferchen fallen ließ.

Der Umstehenden schmetterndes Gelächter übertäubte den Schwall ihrer Schimpfreden, und man fiel ihr zugleich in den Arm, weil sie hastig ein Pistol wieder aufhob und im Ernst Miene machte, es gegen ihren Feind abzudrücken. So überwältigt, ließ sie sich endlich beruhigen und ver-
söhnen.

2.

Bei Gelegenheit einer Lustreise hielt sich unser Baron in einer Stadt, die ihm gefiel, einige Wochen auf und lebte herrlich und in Freuden. Doch, da er am Ende die Rechnung des Gastwirths empfing, verwandelte sich sein Lachen in Trauern; denn er fand mit Schrecken, daß sie den Bestand seiner bei sich habenden Kasse weit überstieg. Er bat daher, ihm auf kurze Zeit gegen einen Schuldschein Kredit zu geben.

Der Wirth sprach aber: „Nein!“ und schloß geschwind das Thor seines Hauses zu, weil die Pferde des Reisenden schon gefattelt im Hofe standen.

„Nun gut,“ sagte Kyau kaltblütig: „so bleib' ich denn hier, bis ich Geld bekomme.“ —

Als die Pferde wieder in den Stall gezogen waren, hielt er mit seinem Reitknechte, der ein pffiffiger Bursche war, einen Zweisprach unter vier Augen, und legte sich hierauf Abends zeitig zu Bette.

Indessen schmauchte noch sein Reifiger mit dem Wirth (einem abergläubigen Einfaltspinsel des vorigen Jahrhunderts) ein vertrauliches Pfeifchen und sprach endlich, nachdem er vorher sorgfältig die Thür verriegelt und sich in allen Winkeln nach Horchern umgesehen hatte, mit geheimnißvollem Gesicht zu ihm: „Ich bin dein Freund, Herr Wirth, und sag' ihm also aufrichtig, daß er gar nicht wohl gethan hat, meinem Herrn die gebetene Gefälligkeit abzuschlagen.“ —

„Warum? Ich lasse durchaus keinen Gast ohne Bezahlung fort.“ —

„Ja, das geht wohl bei gewöhnlichen Menschen an; aber —“

„Nun, was denn aber? — Ist dein Herr ein ungewöhnlicher Mensch?“ —

„Ach! Schier möcht' ich das glauben.“ —

„Wie? was? Red' er doch!“ —

Der Reitknecht sprang schnell vom Stuhl auf, drückte den Thürriegel fester, ging nochmals rund herum auf die Lauscherjagd, kam seufzend an seinen Ort zurück und setzte mit dem Wirth, dessen Augen starrten und dessen Mundflügel weit offen standen, das Gespräch also fort:

„Ach, lieber Freund, ich bin ein unglücklicher Mensch! Jeden Abend, wenn ich mich zu Bett lege, dank' ich dem Himmel für die Beschützung meines Lebens; denn ich muß von dem, der sich meinen Herrn nennt, täglich und stünd-

lich befürchten, daß er mir einmal wie einer Taube den Hals umdreht.“ —

„Ist er so ein Wüthrich? Wer sah' ihm das an?“

„Er gibt sich für einen Officier aus; das mag er wohl aber in der That so wenig seyn, als die Schlang' im Paradiese eine wirkliche Schlange war. Ich habe so schreckliche Dinge von ihm gesehn, daß sich alle meine Haare wie Igelsstacheln emporsträubten.“ —

Des Wirths Troddelmütze fing an, sich zu heben.

„O wie manchen ehrlichen Gastwirth (denn diesem Schlag von Menschen ist er gar nicht grün) hat er schon in jene Welt befördert! Ich will nur ein einziges Beispiel anführen. Vor ungefähr einem Jahre hielt er sich auch etwas lang in einem Gasthof auf und wollte bei der Abreise die Reche im Contobuche stehen lassen. Er hatte damals alle Taschen voll Geld und that es blos, um die Höflichkeit des Wirths zu prüfen. Dieser war jedoch ein Grobian und macht' es uns eben so, wie er, mein Lieber! Das bekam ihm aber sehr übel; denn am andern Morgen lag er mausetodt im Bette, und die Zunge hing ihm weit aus dem Mund heraus. Mein schrecklicher Herr warf eine Hand voll Dukaten auf die Leiche, und wir sprengten von dannen.“ —

„Gott sey mir gnädig!“ —

„Bisweilen hat er wirklich kein Geld, wie das wohl auch heute der Fall ist; ehe man sich's aber versteht, kommt ein Rabe durch's Fenster geflogen, oder ein kohlschwarzer Kater setzt sich auf seine Achsel, und dann ist er auf einmal wieder so reich, wie der große Mogul. Wen er aber mit solchem Gelde bezahlt, der wird übel bezahlt. Das geringste Unglück ist, daß es sich gleich nach dem Empfang in Kohlen und Asche verwandelt. Diese

Nacht wird er gewiß einen seiner schwarzen Zahlmeister zu sich kommen lassen und morgen die Rechnung berichtigen wollen: ich rath' ihm aber, mein Lieber, als ein wahrer guter Freund —“

„Der Himmel bewahre mich! Ich mag keinen Pfennig. Wäre nur der Unhold schon aus meinem Hause. Ich bitte, bitte, weck' er ihn, sag' er ihm —“

„Nein, Herr, da ist mir mein Genick zu lieb; denn das bräch' er mir wie einen Pfeifenstiel, wenn ich ihn im Schlaf oder in seiner Geldmäkelei mit Raben und Ragen störte.“ —

„Was soll ich aber in aller Welt anfangen?“ —

„Jetzt ruhig, und morgen, wenn die Rechnung wieder zur Sprache kommt, fein höflich seyn. Das ist der beste Rath, den ich ihm geben kann, und so wird auch alles recht gut gehen. Schlaf' er wohl!“ —

Kyaus Diener wollte jetzt sein Bett suchen; allein der Wirth, den die Furcht auf seinem Stuhl angenagelt hatte, hielt ihn flehend mit beiden Händen zurück, und versprach ihm einen Speciesthaler und eine Flasche Wein, wenn er diese Nacht über bei ihm bliebe. Der Schwalksknecht ließ sich das unter der Bedingung gefallen, daß dieses doppelte Versprechen auf der Stelle erfüllt würde.

Das Geld ward augenblicklich erlegt, weil es ohne die geringste Bewegung vom Plaze nur aus dem Beutel genommen werden durfte; die Herbeischaffung des Weins aber war mit größern Schwierigkeiten verbunden. Er mußte erst aus dem Keller geholt werden, und der Wirth, der diesen Umstand nicht überlegt hatte, erklärte, daß ihn sechs Pferde dahin nicht bringen sollten. Er erbot sich, den dreifachen Werth der versprochenen Flasche baar zu bezahlen; allein der Reitknecht, dem die Angst des Hasen-

herzigen Mannes Spaß machte, bestand unerbittlich auf der Naturallieferung, und drohte, wenn solche nicht ohne den mindesten Aufschub erfolge, sofort in seine Kammer zu eilen und die Thür hinter sich zu verriegeln.

Sie wurden endlich einig, die furchtbare Kellerreise in Gesellschaft zu machen. Der zitternde Gasthalter klammerte sich fest an den schelmischen Rossbuben, und kroch fast in ihn hinein, als der lustige Baron, der in seinem nicht weit entfernten Zimmer das absichtlich laute Muthesprechen seines Dieners hörte, zu wiederholten Malen durch's Schlüßelloch: „Miau!“ schrie. Dieser natürlich nachgeahmte Katzenseufzer überzeugte den schwachen Tropf nun völlig, daß die Geldmieze gegenwärtig und sein Gast der leibhaftige Teufel oder wenigstens ein Bundesgenosse desselben sey.

Die Flasche ward unter wechselseitiger Erzählung schauerlicher Gespenstersagen ausgestochen. Indessen graute der Morgen, und der Wirth trieb und drängte den Reitknecht, seine Rosse zu füttern, damit der Abzug des verdächtigen Fremden sobald als möglich erfolgen könnte. Immer noch bei hellem Tage zitternd, wich er auch im Stalle seinem Schutzengel nicht von der Seite.

Endlich flog Ryaus Stubenthür krachend auf, und er rief mit donnernder Stimme: „Hollah, Jakob, die Pferd' aus dem Stall und den schlingelhaften Wirth herauf, damit ich Rechnung mit ihm halte!“ —

Der arme Gauch, der sein Löbchen so preisen hörte, bebte vor Angst wie das Laub der Zitterpappel, und klammerte sich mit beiden Händen an die Stallthür, weil ihn der schadenfrohe Jakob durchaus die Treppe hinausschleppen wollte. Endlich ließ er sich doch bis an die unterste Stufe bugstren. Hier fiel er auf die Knie, faltete seine

Hände wie ein reuiger Sünder und stammelte: „Ihr Gnaden, Ihr Excellenz, verzeihen Sie meine gestrige Grobheit! Ich war betrunken — ich war von Sinnen. Um meine Schuld abzubüßen, bitte ich mir zur Gnade aus, an das bischen Rechnung nicht weiter zu denken. Ich bin tausendfach bezahlt durch die Ehre, daß ein so großer Herr in meinem Hüttchen eingekehrt ist. Reisen Sie, Ihr Excellenz, reisen Sie glücklich!“ —

Die vermeinte HölLEN-Excellenz unterdrückte den heftigsten Drang zum Lachen und rief ernsthaft herunter: „Narr, komm' er doch! Ich habe so viel Geld, daß ich ihm Haus und Hof abkaufen könnte.“ — Allein wer nicht kam, war der fliehende Gastgeber, der sich nun in dem heimlichsten Schlupfwinkel seines Hauses so lange verbarg, bis er die fremden Rosse zum Thor hinausstraben hörte.

Er ließ sich auch lange von Niemand ausreden, den berüchtigten Ziegenfüßler beherbergt zu haben. Erst dann, als ihm Kyau seine Schuld übersandte, und die Münzen sich natürlich nicht in Asche verwandelten, fing er nach und nach selbst an zu glauben, daß er vom Herrn und vom Diener geäfft worden sey.

3.

Da diese Teufelsposse dem Baron so gut geglückt war, fiel es ihm kurz nachher in einem andern Städtchen wieder ein, sie noch einmal zu spielen. Der Gastwirth bei dem er dort hauste, war ein grober Dickwanst, der weit und breit im Geruch der Prellerei stand. Ueberdies hatte Kyau wieder flott gelebt, und er befürchtete daher aus doppeltem Grunde, ganz nackt und kahl gerupft zu werden.

Dem sollte und wollte nun Jakobs Genie vorbeugen.

Er zog also Abends vor der beschlossenen Abreise den Wirth auf die Seite und gab ihm einen freundschaftlichen Wink, die Rechnung für seinen Herrn ja nicht mit doppelter Kreide zu schreiben, weil ein solches Beginnen schon mehreren Wirthen den Hals gekostet habe. Nach dieser Warnung überschwenkte er die Ohren des Rundbauchs mit einem Strome von Mährchen, die alle dahinaus liefen, daß sein Herr entweder der Höllenfürst selbst oder doch wenigstens einer seiner gehörnten und geschwänzten Hofcavaliers sey, der in menschlicher Gestalt herumziehe wie ein brüllender Löwe, und suche, welchen doppelt schreibenden Gastwirth er verschlinge.

Zum Unglück aber war der Mann, den Zäkel in's Bockshorn jagen wollte, nicht nur ein starker Körper, sondern auch ein starker Geist. Dafür galt er wenigstens in seinem Städtlein, weil er bei jeder Gelegenheit, um sich das Ansehen eines Philosophen zu geben, den Gespensterglauben seiner ehrsamten Mitbürger verhöhnte. Er fürchtete sich übrigens im Dunkeln so gut als jeder Andere, und oft sogar vor seinem eigenen Schatten. Doch jetzt lachte er wirklich aus seines Herzens Grunde dem Reitknecht in's Angesicht; denn er durchschaute die ökonomische Absicht seiner Dichtungen, und der jovialische Kyau sah ihm auch gar nicht wie ein Kind der Finsterniß aus.

Er ließ sich daher in seiner gewöhnlichen Rechnungsweise nicht irren, und entwarf zum Troß, und um seine Starkgeisterei zu bewähren, ein so fürchterliches Laus-Deo, daß Jakob und sein Gebieter höchlich darüber erstaunten.

Sie hielten Rath und beschloffen, ohne Handel und Wortstreit den Zettel zwar zu bezahlen, dessen unverschämten Verfasser aber einen empfindlichen Schabernack zu thun. Zu diesem Behuf glühte Kyau, als seine Pferde gezäumt

waren, einen harten Thaler auf Kohlen, und drückt ihn so heiß, daß er beinah einen dicken, wildsledernen Handschuh durchbrannte, dem herbeigerufenen Gasthalter mit den Worten in die Hand: „Hier nehmt, was euch gebührt!“ —

Das Lätzchen des starken Geistes empfand kaum die höllische Glut, so ward er auf einmal kinderschwach. Er schnitt ein jämmerliches Fragengesicht, warf die Münze zur Erde, stürzte Hals über Kopf aus dem Zimmer und schrie wie ein Waldesel: „Flieht, ihr Leute flieht! Der Teufel ist da!“ —

Kyau hatte bereits den völligen Betrag der Rechnung auf dem Tisch aufgezählt, und eilte nun zu seinem Pferde. Sein Weg dahin glich dem einsamen Gang durch ein Todtengewölbe; denn alles war geflohn. Er rief laut nach Wirth und Wirthin, Küper und Hausknecht; sie schenkten ihm aber sammt und sonders den Abschied. Er hatte jedoch, wie er nachher mit Vergnügen erfuhr, dem starken Geiste wirklich so viel Lebensbesserung eingesengt und gebrannt, daß seine Kreide von nun an nur einfach schrieb.

4.

Kyau und einige andere Offiziers machten einen Ausflug auf's Land, um einen kargen Edelmann heimzusuchen, der für's Leben gern bei seinen Stadtfreunden schmauste, ohne jemals an die geringste Gegenbewirthung zu denken. Als sie unangemeldet in den Burghof dieses geizigen Ritters hineinsprengten, fuhr er schnell mit dem Kopf zum Fenster heraus, und noch schneller wieder zurück. Sie bemerkten das, und stiefelten desto rascher die Treppe hinauf. Doch schon auf der Mitte derselben stellte sich ihnen ein

Bedienter in den Weg, der mit herzlichem Bedauern versicherte: „Sein Herr sey nicht zu Hause.“ —

„Hat sein Herr mehr als einen Kopf?“ — fragte Kyau.

Der Bediente lächelte verlegen und sagte: „Er wisse nur von Einem.“ —

„Oder nimmt er den bisweilen nicht mit, wenn er ausgeht?“ —

Der Diener grinste und blieb die Antwort schuldig.

„Nun eins von beiden muß seyn. Wir sahn einen Kopf, der seinem Herrn gehörte, mit unsern gesunden Augen am Fenster. Kommt, Brüder, laßt uns das Ding untersuchen!“ —

Sie rückten nun, ohne sich durch den ausgeschickten Plänkler abhalten zu lassen, weiter vor und mit starken Schritten in des Edelmanns Zimmer, das seine ängstliche Eilfertigkeit zu verriegeln vergessen hatte. Es war leer; doch hörten sie eine Thür, die innerhalb weiter führte, zuwerfen. Husch hinter drein. Wieder ein ödes Gemach, und wieder eine zugeschlagene Thür. Auch hier wollten sie durch; aber Schloß und Riegel hielten sie auf.

Hollah! riefen sie und donnerten an. Niemand rührte sich. Sie donnerten wieder und horchten. Alles blieb todtenstill. So forderten sie wohl eine Viertelstunde lang die Festung vergebens auf, und beschloßen endlich, sie mit Sturm einzunehmen.

Ein Paar tüchtige Fußstöße öffneten ihnen jetzt ein Speisegewölbe, wo sie zwar allerlei todte Thiere, aber keinen lebendigen Menschen erblickten. Unter den aufgehängenen Leichen zeichnete sich besonders ein frisch geschlachtetes Schwein aus, das ihnen den Rücken zuehrte. Sie bewunderten dessen außerordentliche Größe, besahen es von allen Sei-

ten, und entdeckten endlich mit Erstaunen in seinem Bauche — den Mann, den sie suchten.

Er schimpfte gewaltig, als sie ihn unter lautem Jubel aus seiner blutigen Höhle hervorzogen. „Gott bewahr’ uns,“ sagt’ er unter andern: „Gott bewahr’ uns vor euch Soldaten! Ihr schont weder Alt noch Jung!“ —

„Ja, Freundchen,“ fiel Kyau ein: „davon kannst du ein Liedchen singen. Denn du hast freilich jetzt selbst erfahren, daß wir das Kind im Mutterleibe nicht verschonen.“

5.

In Auerbachs Hofe zu Leipzig umzingelten einige lustige Damen den Baron und verlangten von ihm eine Messe. Er log sich mit dem Vorgeben dringender Geschäfte aus ihrem Zirkel, mußte jedoch versprechen, des folgenden Tages wieder zu kommen.

Allein er kam nicht. Desto richtiger hatten sich die Damen eingestellt. Sie warteten lange mit Ungeduld. Endlich schickten sie sogar (weil sie über das Kapitel von Geschenken eben nicht delikate dachten) in seine Wohnung und ließen ihn vorladen.

Vom Kopf bis zum Fuß eingemantelt, erschien er erst nach der dritten Sendung. Die Damen empfingen ihn mit Händeklatschen, und zeigten ihm allerlei ausgewählte Bijouterien, die er für sie bezahlen sollte.

„Wie wär’ ich das im Stande?“ rief er: „Ich bin ein armer, nackender Mensch!“ —

Mit diesen Worten wollt’ er entweichen. Zwanzig zarte Händchen erhaschten ihn aber beim Mantel. Geschwind ließ er, wie weiland Joseph, den Mantel fahren und stand — o Schrecken! — mit nacktem Oberleibe da.

Die Damen entflohn mit gellendem Geschrei. Er aber zog gemächlich den Mantel wieder über die Schultern und ging seinen Weg.

6.

Als er noch Fähnrich in brandenburgischen Diensten war, stellt' er sich drei Mal todt.

Ein Mal in Berlin, um des Andringens einer großen Schaar von Gläubigern los zu werden. Ein reicher Mann, der ihm wohl wollte, erfuhr den Schwank und bezahlte für ihn.

Das zweite Mal belauscht' er hinter der Todtenmaske seine Geliebte.

Er hatte damals sein Quartier in einem Landstädtchen, und verliebte sich aus langer Weile in die Tochter seines Wirths, der ein bemittelter Mann war. Das Mädchen empfindelte, wie eine Romanenheldin, und sprach in vertraulichen Schäferstunden von nichts, als ewiger Liebe und Treue. Der Baron war jedoch nicht leichtgläubig, sondern beschloß, diese eisenfeste Zärtlichkeit zu prüfen, ehe er sich dadurch zum Traualtar locken ließe.

Einer seiner Kameraden hatte gleichfalls ein Auge auf das Mädchen. „Bruderherz,“ sagte Kyau zu ihm: „was quälen wir uns lange mit Nebenbuhlerei? Ich trete dir Amalien ab, wenn sie dich mehr liebt, als mich. Um das zu erfahren, will ich auf ein Paar Stunden den Todten spielen. Versuche du dann in der Nähe meiner angeblischen Leiche dein Heil! Bediene dich aller möglichen Ueberredungskünste, und sage mir sogar Böses nach, so viel du willst! Gib Malchen deinen Schmeicheleien auf der

Stelle Gehör, so mag ich nichts mehr von ihr wissen, und du bist künftig Hahn im Korbe.“ —

Dieser Abrede gemäß, ward Kyau plötzlich krank und immer kränker. Er benahm sich dabei als ein so geschickter Komödiant, daß er nicht allein Malchen und ihre Eltern, sondern sogar den Arzt täuschte. Nachdem er einige Tage das Bett gehütet hatte, weckte sein Jakob eines Morgens das Haus mit der Trauerklage: „Mein Herr ist todt!“ —

Die ganze Familie gerieth in Bestürzung. Der Wirth wollte den Abgeschiedenen sehn. Dieß mußte der schlaue Diener verhindern, damit nicht der Betrug entdeckt wurde. Er lief also, nachdem er die Stube fest verschlossen hatte, unter dem Vorwand schleuniger Verrichtungen stracks aus dem Hause, und kam nicht eher zurück, als bis der Wirth in seinen täglichen Berufsgeschäften ausgegangen war.

Von Malchen war nichts zu befürchten; denn man wußte schon, daß sie einen unüberwindlichen Abscheu vor Leichen hatte. Sie machte auch wirklich bei ihrem Geliebten keine Ausnahme, sondern ließ es dabei bewenden, in einem Nebenzimmer zu schluchzen und zu stöhnen.

Ihre Thränen waren eben im schönsten Flusse, als Kyaus Mitbuhler zu ihr herein trat und ein Magazin von Trostgründen auskramte. Sie bewirkten aber in der ersten Viertelstunde bei der schönen Trauernden so wenig, daß sie vielmehr immer lauter klagte. Das tönte dem Scheintodten (der kaum zehn Schritte davon, der offenen Thür gegenüber, mit einem Tuche bedeckt lag) süß und lieblich ins Ohr, und er hatte die beste Hoffnung, daß es in diesem Tone fortgehen werde.

Dieß geschah aber nicht. Sein zur Falschheit bevollmächtigter Freund fing nach und nach an zu äußern: „Der Verstorbene sey zwar eine ganz ehrliche Haut, aber ein

lockerer Gesell und armer Teufel gewesen, und Malchen würde daher schwerlich mit ihm glücklich geworden seyn.“ — Das Mädchen widersprach zwar; doch für den Forscher unter der Veilwand nicht lebhaft genug.

Der Tröster fuhr fort: „Die Welt sey ja mit Kyau nicht ausgestorben; es lebten noch Tausende, die sich in jedem Betracht mit ihm messen könnten, und es für ihr höchstes Glück achten würden, einem solchen Engel, wie Malchen, Hand und Herz anbieten zu dürfen.“ — Die Betrübte schien den letztern Umstand selbst für ausgemacht zu halten; denn sie lehnte diese Schmeichelei mit keinem Wörtchen ab, sondern stieß bloß ein kleines schmachtendes Seufzerchen aus, und dem armen Kyau zugleich damit einen Dolch in den Busen.

Der junge Herr rückte nun seinem Ziele näher und versicherte: „Die Hand der Freundschaft habe bloß bis jetzt ihm den Mund verschlossen, er hätte sonst längst ein Geständniß seiner feurigen Liebe gewagt.“ — Mit diesen Worten warf er sich auf die Knie und girrte wie ein Tauber. Das Täubchen wies seine Schuldigung nicht zurück, sondern hob ihn freundlich empor. Es wurden zärtliche Wörtchen, und endlich sogar Küsse gewechselt, wovon einer so laut und vernehmlich war, daß Kyau wirklich todt seyn mußte, wenn er ihn nicht hören sollte.

Dieser lärmende Kuß mochte wahrscheinlich ein verabredeter Judaskuß seyn; denn Kyau richtete sich jetzt schnell empor und stand mit drei Sprüngen vor Amalien. Sie fiel in Ohnmacht, und hörte die Vorwürfe nicht, womit er sie aus vollem Herzen, und seinen Freund zum Schein überhäufte. Er hob von nun an alle Verbindung mit dem unbeständigen Mädchen auf, und traute seit dieser

Zeit dem schönen Geschlecht im Punkt der Treue nicht mehr über den Weg. —

Bald nachher ward er in ein anderes Städtchen einquartiert, und machte dort aus lieber langer Weile seinen dritten Spaziergang ins Reich der Todten.

Sein treuer Schwankgehülse Jakob bracht' es dießmal durch unzählige Pfiffe und Kniffe so weit, daß man im ganzen Städtlein, das größtentheils Abderiten bewohnten, seinen Herrn für todt hielt und die ernsthaftesten Anstalten zum Begräbniß machte.

Die Geistlichen des Orts begleiteten unter dem Chorgesang der Schüler die angebliche Leiche zur Gruft, und der Kirchhof war mit neugierigen Zuschauern angefüllt. Indem man aber den Sarg hinabgesenkt und der Todtengräber eine Schaufel voll Erde darauf geworfen hatte, stieß Kyau mit Ungestüm den Deckel auf und sprang wie ein Eichhörnchen aus dem Grabe.

Der Pastor, der eben den Segen sprechen wollte, rannte vor Schrecken den Cantor über den Haufen. Dieser raffte sich, trotz seiner schwerfälligen Corpulenz, blitzschnell wieder auf, und warf fliehend, gleich einer gewaltigen Bockkugel, die alle Neune stürzt, die ganze erste Klasse zu Boden. Die fallenden Primaner schlugen die Secundaner nieder, und so purzelte schichtweis die ganze löbliche Schule, wie die Wände eines umgeblasenen Kartenhäuschens, übereinander. Ein buntes Quodlibet von Hüten und Mänteln, Perücken und Büchern lag umher. Die schwarzen Männer und Männerchen nahmen sich aber keine Zeit, ihre Habseligkeiten aufzuheben, sondern keuchten unaufhaltsam nach dem Thore des Kirchhofs zu, und richteten unter dem gedrängten Klumpen der Zuschauer eine eben so possierliche Niederlage an, als sie vorher selbst erlitten hatten.

Der Wiederauferstandene, der ein gewöhnliches Todtenhemd trug, verfolgte den fliehenden Haufen, und jagte ihn, wie der Herbststurm raschelnde Blätter, vor sich her. Niemand unterstand sich, ihn anzureden, und er selbst blieb eben so stumm. Endlich waghalste doch der Todtengräber, ihm mit bebender Hand die Schaufel vorzuhalten und zu fragen: „Bist du ein guter oder ein böser Geist?“ —

Kyau schlug ein helles Gelächter auf und antwortete: „Ich habe gar nicht die Ehre, ein Geist zu seyn, sondern bin ein lebendiger, vollkommen gesunder Fährich. Sagt mir nur, was ihr mit mir vorhabt? Ich glaube gar, ihr wollt mich begraben?“ —

Das konnte der staunende Todtenbettmeister nicht läugnen.

„Wie?“ fuhr Jener fort zu schmälen: „Mich begraben? Unerhört! Entsetzlich! So verfährt ihr mit ehrlichen Leuten, die das Unglück haben, ein Paar Tage oder Stunden im Hinbrüten zu liegen? Wartet, ihr dummes Volk, das soll euch theuer zu stehen kommen!“ —

Während dieses Wortwechsels hatte die Schaar der Flüchtlinge in einiger Entfernung Halt gemacht, und reckte neugierig, wie die Gänse beim Wetterleuchten, die Hälse hoch empor. Der Todtengräber eilte jetzt herbei, drängte sich bis in den Mittelpunkt, wo einige Rathsglieder standen, und erzählte die seltsame Mähr. Die ehrwürdigen Väter der Stadt sahen sich mit langen Gesichtern an; denn sie erkannten auf der Stelle mit Bestürzung, daß man das Begräbniß übereilt und dadurch die landesherrlichen Verordnungen übertreten habe. Es ward ihnen bange, der Extodte möchte Lärm blasen und ihnen ein Notabene von oben herab zuziehen; deswegen beschloßen sie, ihm ein Sühnopfer zu bringen, und noch diesen Abend zu seinen Ehren, — wenn auch gleich der bevorstehende

Bankrott der Stadtkasse dadurch beschleuniget würde, — einen Schmaus anzustellen.

Nach dieser gefaßten Entschliebung gingen Ihre Weisheiten dem Schalk im Sterbekittel entgegen, entschuldigten den unangenehmen Vorfall und erbateten sich seine Gegenwart beim decretirten Gastmahle. Er nahm die Einladung an, und unterhielt über der Tafel die werthe Gesellschaft mit der Beschreibung einer abenteuerlichen Reise, die seine Seele unter der Zeit, als sein Körper starr und fühllos gewesen sey, gemacht haben sollte. Dabei sprach er der Flasche so fleißig zu, und war so lustig und scherzhaft, daß ein unvernagelter Kopf ihn gewiß nicht für einen, erst vor wenigen Stunden erwachten Hinbrüter gehalten, sondern den Possen gemerkt hätte. Doch unsere abderitischen Senatoren ahneten keinesweges, daß sie genarrt wurden, sondern freuten sich höchlich über die glückliche Beilegung der Sache, und schwankten mit einem Räuschchen zufrieden nach Hause.

Die guten Herren hatten jedoch einen nutzlosen Griff in ihre Kasse gethan; denn sie entgingen dadurch der befürchteten Rüge ihres Polizeifehlers nicht, sondern erhielten bald nachher, da die Sache ruchbar geworden war, eine Nase von der größten Sorte, in ein gnädigstes Rescript eingepackt. Es waren aber auch zugleich gutdenkende Leuten aufgetreten, die Ryaus dreimalige Auferstehung von den Todten mit so gehässigen Farben bei Hofe geschildert hatten, daß er mit Festungsarrest in Spandau dafür bestraft ward.

7.

Die Geschichte seiner Beförderung zum Commandanten der Festung Königstein mag hier die Reihe seiner Schwänke beschließen.

Die erwähnte Stelle war im Jahr 1715 erlediget worden und es bewarben sich Viele darum. Kyau hatte jedoch von guter Hand geheime Hoffnung, allen übrigen Kandidaten vorgezogen zu werden. Da dieß aber eine geraume Zeit unentschieden blieb, ward ihm endlich bange, daß ihm ein Anderer den Rang ablaufen möchte. Er sann deshalb auf Mittel, die Langsamkeit der königlichen Entschließung zu beflügeln.

Eines Tages saß er stumm und traurig an der Tafel des Königs, der seine Mißlaune bemerkte und die Ursache derselben wissen wollte. Kyau antwortete: „Der Kobold, der in seinem Herzen rumore, sey ein unbefriedigter Wunsch.“ —

Dieses Wort schnappten die anwesenden Hofherren auf und fingen nun an zu rathen.

Einer sagte: „Er wünscht so alt zu werden, als Methusalem.“ —

Der Zweite: „Er möchte gern reich seyn, wie Cröfus.“ —

Der Dritte: „Kupido hat einen Pfeil in sein altes Herz geschossen.“ —

Und so ließen noch Mehrere ihren Wiß spielen. Kyau schüttelte jedoch zu allem, was sie vorbrachten, den Kopf und versicherte, daß sie sammt und sonders den rechten Punkt nicht getroffen hätten.

„Nun, was wünschest du denn?“ fragte der König:

„Du hast wohl gar ein Lüftchen nach Kron' und Scepter?“ —

„Eure Majestät sind ein wahrer Salomo!“ versetzte der Schlaufopf: „Es war in der That mein Wunsch, nur auf drei Minuten König zu seyn.“ —

„Das sey du!“ sprach der Monarch: „Ich bin unterdessen der General Kyau.“

Der Minutenkönig stand jetzt von der Tafel auf, nahm eine silberne Suppenkelle als Scepter in die Hand, setzte sich damit auf einen an der Wand stehenden Armsessel, warf sich mächtig in die Brust und sagte, gegen den König gewandt, im ernsthaftesten Tone: „Lieber, getreuer Kyau! Wir lassen dir hiermit unverhalten, daß wir uns auf dein darum geschehenes unterthänigstes Ansuchen in höchsten Gnaden entschlossen haben, dich zum Commandanten der Festung Königstein zu ernennen.“ —

Nach diesen Worten verließ er schnell seinen Thron, und der König rief unter lautem Gelächter: „Dir geschehe, wie du gesagt hast! Du bist Commandant!“ —

Des folgenden Tages ward auch seine Bestallung ausgefertigt.

Dieser lustige Auftritt erinnert vielleicht manchen Leser Shakespeares an das kurze Königthum des drolligen Falstaffs im Schauspiel: Heinrich IV. Das Benehmen dieser zwei Asterköniglein ist sich so auffallend ähnlich, daß man beinahe vermuthen muß, Kyau habe den dicken Hans nachgeahmt.